© NZZ AG

In der Todeszone von Aleppo

Wer in der nordsyrischen Metropole von einem Stadtteil in den anderen gehen muss, riskiert sein Leben

Seit Monaten kämpfen Rebellen und Regierungsarmee um die Kontrolle von Aleppo. Die grosse Handelsstadt ist geteilt, und der einzige Übergang ist zur Todeszone geworden.

Alexander Bühler, Aleppo

Die Absätze klappern ungeduldig über die grauen Steinplatten des Trottoirs. Der lange, violette Mantel schlägt der Frau um die Schienbeine. Sie will weg hier, sie zerrt ihre beiden Kinder hektisch hinter sich her. Ein Mann kommt ihr entgegen, er geht in Richtung Todeszone, sein Gesicht ist angespannt. Die Todeszone heisst Karaj al-Hajez, früher wurden hier von der Verkehrspolizei abgeschleppte Autos abgestellt. Jetzt liegt hier der einzige Übergang vom Gebiet, das die Rebellen besetzt haben, zum Gebiet unter Kontrolle des Regimes von Präsident Bashar al-Asad.

Die Not zwingt viele Bewohner dazu, täglich von einem Gebiet ins andere zu wechseln. Die Preise sind stark angestiegen, allein das Fladenbrot kostet fünfmal mehr als früher. Eine Flasche Gas zum Heizen oder zum Kochen kostet mittlerweile umgerechnet 50 Franken; vor dem Beginn der Revolution kostete sie knapp 5 Franken. Die Wirtschaft ist fast zum Erliegen gekommen. Wer Arbeit und ein Dach über dem Kopf hat, kann sich glücklich schätzen. Auch wenn er dafür Kopf und Kragen riskiert.

Scharfschützen des Regimes

Plötzlich sind Schüsse zu hören. Die Menschenmenge, die aus dem Rebellenquartier Bustan al-Kasr ins Regierungsviertel strömt, rennt in Deckung. Ein Soldat der Freien Syrischen Armee (FSA), der am letzten Checkpoint vor dem Übergang Wache schiebt, warnt die Leute vor einer möglicherweise bevorstehenden Attacke der Regierungsarmee. Immer wieder kommt es hier zu Scharmützeln, doch der grosse Angriff ist bisher ausgeblieben. Die meterbreite Strasse, die bisher voller Menschen war, wirkt plötzlich wie ausgestorben. Ein Armeehelikopter ist in der Luft zu hören, er kann jeden Moment angreifen oder eine Bombe ausklinken.

Nach ein paar Minuten beruhigt sich die Lage, die Strasse füllt sich wieder. Die Leute machen sich auf den Weg in das Regierungsgebiet. Doch die Angst steckt ihnen in den Knochen. Die letzten Meter bis zum Checkpoint des Regimes sind unverbaut, das Gebiet ist weithin einsehbar. Die Scharfschützen des Regimes sitzen auf den Dächern des staatlichen Radiosenders, der erhöht auf einem Hügel liegt, sie überwachen alles vom Hochhaus der Stadtverwaltung aus. Und manchmal vom Dach einer Moschee. «Ich war auf dem Weg ins Rebellengebiet, als ich die Schüsse hörte», sagt der 28-jährige Abu Karim, ein Oppositioneller. «Die Frau neben mir sackte zusammen, Panik ergriff mich, ich rannte weg.» Asads Scharfschützen schiessen wahllos auf die Leute, sie verbreiten Terror. Die Botschaft: Niemand ist vor uns sicher.

Abu Omar ist Handwerker, ein ruhiger Mann. Seine Werkstatt liegt in der Nähe des Checkpoints. Auch seine Cousine Sarah fiel den Scharfschützen von Karaj al-Hajez zum Opfer, zusammen mit ihren Kindern, neun und sechs Jahre alt. «Soldaten der FSA bargen die Leichen und riefen mich an, damit ich sie identifizierte», erzählt er. Sarah wollte ihre Eltern besuchen, die auf der Regierungsseite wohnen. Wie viele Syrer, die von einer Seite auf die andere wollen, hatte sie einen Zettel mit ihrem Namen und Telefonnummern von Verwandten eingesteckt. Sie wusste, dass sie sterben konnte.

Fast gegenüber von Abu Omars Werkstatt liegt eine Erste-Hilfe-Station, verborgen in einer Seitenstrasse. Gegen Mittag hält ein kleiner Pick-up, ein paar FSA-Soldaten springen ab. Auf der Ladefläche liegt die Leiche eines Mannes. Seine Augen sind verschlossen, eine Aura der Ruhe umgibt ihn. An einer Schläfe ist Blut zu sehen. «Wir haben ihn gerade aus dem Fluss gezogen, der zwischen den Fronten verläuft», sagt ein Kämpfer. Es sei vielleicht eine Stunde her, dass der Mann erschossen wurde, schätzt er. Der Tote sei kein Rebell gewesen, er habe nur ins Regierungsviertel gehen wollen. Ein 18-jähriger Aktivist fotografiert ihn, der Mann hat nichts dabei, das ihn identifizieren könnte.

Abu Karim, der Oppositionelle, ist sich sicher, dass die Soldaten am Regierungs-Checkpoint immer wieder wahllos Passanten herausgreifen und sie erschiessen, um die Bevölkerung zu terrorisieren. Er weiss, dass es auch ihn jederzeit erwischen kann, dass er dieser Willkür zum Opfer fallen kann. «Ich überwinde diese Angst, indem ich gegen das Regime demonstriere», erklärt er. Dafür riskiert er den Tod.

Auf der Suche nach dem Sohn

Der junge Fotograf in der Krankenstation ist völlig abgestumpft gegenüber dem Leid, er hat schon viele Tote gesehen. «In den letzten vier Wochen habe ich etwa 200 Leichen fotografiert», sagt er, ohne eine Miene zu verziehen, fast gelangweilt. Erst die Toten, die vor etwa zwei Wochen massenhaft den Fluss herunterkamen, dann jeden Tag ein oder zwei weitere. Die Krankenstation – es ist die nächste beim Checkpoint – ist von einer medizinischen Hilfseinrichtung zur Leichenhalle geworden. Auch an diesem Tag wird eine weitere Leiche gebracht, sie hat schon länger im Fluss gelegen.

Am Nachmittag kommt ein älterer, grauhaariger Mann in die Station, in der noch vor wenigen Monaten Süssigkeiten verkauft wurden. Es ist dunkel, die Rollläden vor dem Schaufenster sind zur Hälfte heruntergelassen. Strom für elektrisches Licht gibt es schon lange nicht mehr. Die Abfallkörbe unter den vier Krankenbetten sind mittlerweile mit blutigen Mullbinden gefüllt, immer wieder kommen Passanten mit kleineren Wunden herein. Der ältere Mann setzt sich an den Computer, auf dem die Bilder der eingelieferten Toten gespeichert sind. Er schaut mutlos die Fotos der Leichen durch: Er ist auf der Suche nach seinem Sohn, der vor vier Tagen verschwunden ist. Doch er findet keinen Hinweis, nichts, er muss weitersuchen.

Verzweifelt versuchen die Bewohner Aleppos zu überleben, während Grundnahrungsmittel immer teurer werden, während es kaum noch etwas zu heizen gibt, während die Häuser zerbombt werden.

Längst haben sich die Fronten zwischen Rebellen und Regime festgesetzt, der Lärm explodierender Granaten ist zur Normalität geworden. Nicht einmal die Kinder stören sich mehr daran, sie spielen einfach weiter. Und über allem liegt der feine Staub vom Schutt eingestürzter Gebäude.